

(Nachdruck verboten.)

671

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Merg.

Pelle hatte den äußeren Teil des Kampfes unter sich; er verstand sich nicht auf Bücherführen und Administration. Er tummelte sich auf dem Felde herum. Schon als achtjähriges Kind war ihm die Aufgabe zuteil geworden, sich durch eigene Mittel zum Herrn zu machen, und er hatte es durchgeführt, und das kam ihm jetzt zugute. Er besaß das Vertrauen der Massen; seine Reden klangen ihnen natürlich, so daß sie an ihn glaubten, selbst wenn sie ihn nicht verstanden. Aber war da jemand, der den Weg nicht mitgehen wollte, den er führte, so mußte er doch mit. Hier war keine Zeit zu vielem Parlamentieren; wo gute Worte nicht halfen, da faßte er hart an.

Der Kampf bestand in erster Linie in einem Zusammenhalten der Massen, und Pelle war beständig auf der Straße; überall, wo etwas los war, tauchte er auf. Er hatte eine großartige Parade in System gebracht, jeden Morgen stellten sich alle ausgesperrten Arbeiter an verschiedenen Stellen in der Stadt zur Zählung auf, ein jeder unter seiner Organisation. Durch diese tägliche Riesenmusterung von nahezu vierzigtausend Mann war es möglich, zu sehen, wer als Streikbrecher abfiel. Es fehlten immer einige, und die, die eine berechnete Behinderung hatten, mußten dies nachweisen, um Anteil an der Unterstützung zu haben. Pelle war bald hier, bald dort, immer unerwartet, weil er impulsiv handelte. „Blitz“ nannten sie ihn, wegen der Blödsichtigkeit, die ihm eigen war. Er handelte nicht auf Grund langer Ueberlegung, wurzelte aber doch gründlich in dem ganzen; das eine wuchs natürlich aus dem andern heraus zu größeren Dimensionen, als irgendein bewußter Verstand überschauen konnte. Und Pelle wuchs natürlich mit und besaß Ueberblick, kraft seines Impulses.

Da war genug zu tun; bei der Musterung mußten die Ausgebliebenen aufgeschrieben werden, und jeder, der etwas über sie wußte, meldete es. Dieser war ins Ausland gegangen, jener in die Provinz, um Arbeit zu suchen; das war dann gut. Fiel jemand als Streikbrecher ab, so wurden gleich Verhaltensmaßregeln getroffen, um ihn zu strafen. Auf die Weise hielt Pelle die Reihen fest zusammen. Es waren viele leichte Elemente dazwischen, verhüttelte, unwillkürliche Burschen, die sich der Tragweite der Sache nicht bewußt waren, aber die strenge Kontrolle und das Gericht machten es zu einer bedenklichen Sache für sie, auszubrechen.

Im Anschluß hieran hatte er zusammen mit Stolpe einen großen Trupp von den besten Leuten als Streikwache organisiert. Es waren eifrige, fanatische Männer aus den verschiedenen Berufen, die an der Organisation ihrer Verufe teilgenommen hatten und jeden einzelnen kannten. Sie stellten sich früh am Morgen auf den verschiedenen Arbeitsplätzen auf, notierten, wer zur Arbeit ging und suchten diese Leute davon abzuhalten. Sie lagen im beständigen Kampf mit der Polizei, die ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Mit Worten traf er häufig zusammen; die Not hatte ihn aus seiner Zurückhaltung hervorgerufen. Er glaubte nicht, daß der Kampf zu glücklicheren Zuständen führen werde, und nahm deswegen nicht teil daran. Aber die Not kannte er wie kein anderer; seine Einsicht hier war unheimlich groß. Die Verteilung der Nahrungsmittel konnte nicht in bessere Hände gelegt werden. Er stand der ganzen Austeilung vor, mochte aber am liebsten dastehen und Schweinefleisch für die Familien der Ausgesperrten zerlegen. Die Portionen waren genau abgemessen, aber die Frauen drängten sich trotzdem an ihn heran. Es lag Segen in seinem bleichen Lächeln, seine Wissen waren die größten, meinten sie.

Worten und Pelle waren fast in allen Punkten uneinig. Selbst hier, wo alles von einem festen Zusammenhalten abhing, konnte sich Worten nicht mit der harten Hand vertraut machen. „Bedenke doch, daß sie unmündig sind,“ sagte er be-

ständig. Und es ließ sich nicht leugnen, daß viele dazwischen waren, die dem ganzen fremd gegenüberstanden und nichts begriffen, obwohl sie sonst kluge, besonnene Menschen waren. Es waren meistens Leute, die in einem vorgeschrittenen Alter vom Lande hereingezogen waren, einige waren da draußen kleine Meister gewesen. Der Fachverein war für sie eine Lynchjustiz, den Streit benutzten sie in ihrer Treueherzigkeit, um sich gute Arbeit zu sichern. Wenn sie Streikbrecher oder Ehrenmänner geschimpft wurden, lächelten sie wie kleine Kinder, die man mit einem Revolver bedroht. Schwerefällig, wie sie waren, nahmen sie sich die Verfolgung zu Herzen, ohne den Grund einzusehen. Aber mit fortgerissen werden mußten sie.

Die Eisenindustrie setzte alles dran, einen Betrieb im Gange zu erhalten, wo man all die Arbeit ausführte, zu der man kontraktmäßig verpflichtet war, oder die, die Gefahr lief, in ausländische Hände überzugehen. Dieser Betrieb mußte wenn möglich lahmgelegt werden, die Streikposten waren in Aktivität, und der „Arbeiter“ meldete die Namen und Adressen der Streikbrecher. Wenn sie von den Fabriken fortgingen, stand eine Volksmenge da und empfing sie mit Hohn und Spott; sie mußten von der Polizei eskortiert werden. Aber der Groll über ihre Treulosigkeit verfolgte sie bis daheim in die Kasernen. Die Frauen und Kinder der Ausgesperrten nahmen den Kampf auf und übertrugen ihn auf die Familien der Streikbrecher, so daß diese ausziehen mußten. Des Nachts sah man sie mit ihrem Hab und Gut auf einem Riehwagen von dannen wandern, um sich ein neues Heim im Schutz der Dunkelheit zu suchen. Aber der Tag offenbarte sie, und sie mußten wieder als Landsflüchtige von dannen, bis die Polizei sich ihrer annahm und ihnen Wohnung verschaffte.

Eines Tages wurde eine große Maschinenfabrik auf Vorderbrück mit Hilfe fremder Arbeitskräfte und Streikbrecher wieder in Gang gesetzt. Pelle bereitete sich darauf vor, den Arbeitern, wenn sie nach Hause gingen, einen warmen Empfang zu bereiten; aber im Verlauf des Tages erhielt er durch einen Schutzmännchen, der heimlich mit den Arbeitern hielt, einen Wink, daß zweihundert Schutzleute sich in einer nahegelegenen Schule verborgen hielten, zum Ausrücken bereit.

Am Nachmittag sammelten sich Leute an, arbeitslose Männer, arme Frauen und Kinder. Sie kamen früh, es kam wohl vor, daß man die Arbeiter eine Stunde vor der Zeit entließ, um Zusammenstöße zu vermeiden; und sie hatten ja nichts zu versäumen, wenn sie warteten. Schließlich standen ein paar Tausend Menschen vor dem Tor der Fabrik, die Polizei ging hin und her zwischen der Masse, mehrere Mann hoch, und bahnte sich ihren Weg, mußte es aber aufgeben, sie auseinander zu jagen. Die Straßenjungen singen an, Lärm zu machen und steckten die Erwachsenen an, man hatte das Bedürfnis, sich ein wenig zu wärmen, und fing bei Kleinem an, die Schutzleute zu foppen.

„Leute!“ rief plötzlich eine junge, mächtige Stimme. „Da hinten in der Schule liegen ein paar Hundert Blaue und warten darauf, daß wir Hallo machen, damit sie kommen können und ihren Stab gegen uns gebrauchen. Wollen wir sie nicht da lassen, wo sie sind? Ich glaube, es ist ihnen ganz gut, wenn sie ein wenig in die Schule gehen.“

„Hurra!“ ertönte es, „hurra! „Blitz“ soll leben!“ Es ging eine Bewegung durch die Menge. „Das ist Pelle!“ ging ein Geflüster von Mund zu Mund, die Frauen stellten sich auf die Beheuspitzen, um ihn zu sehen.

Pelle und Stolpe standen drüben an einer Mauer, umgeben von ein paar Duzend Streikposten. Die Schutzleute gingen an ihnen vorüber und schielten zu ihnen hin. Sie hatten Befehl, die Streikposten an Patrouillieren zu verhindern, empfanden aber keine Lust, sich mit Pelle einzulassen. Sie wohnten in den Arbeiterquartieren und waren dort zu Hause, und ein Wort von ihm konnte sie unmöglich in der Stadt machen.

Es zog sich über den gewöhnlichen Feierabend hinaus und die Arbeiter wurden nicht aus der Fabrik gelassen. Die Menge hielt sich mit Wigen warm; Kalauer über die Streikbrecher und Kapitalisten schwirrten in der Luft. Aber plötzlich

Insstand eine Unruhe in der Schar. Die Straßenjungen, die immer alles zuerst witterten, piffen auf den Fingern und zogen in die Seitenstraßen hinab. Dann geriet die Masse in Bewegung, die Polizei folgte in scharfem Marsch in der Mitte der Straße. Die Fabrik hatte die Arbeiter aus einer Hintertür hinausgelassen. Ganz unten an der Guldbergstraße zogen sie dahin, niedergeschlagen, ohne sich umzusehen, begleitet von einer ganzen Eskorte von Schutzleuten. Sie wurden schnell eingeholt und nach Hause gebracht, von einem unheimlichen Konzert begleitet, das hin und wieder von einem: „Die Ehrenmänner sollen leben, hurra, hoch!“ unterbrochen wurde.

Die Streikposten gingen in einer langen Reihe neben dem Zug her, eifrig beschäftigt, jeden einzelnen festzustellen, und Welle ging mitten in der Menge und suchte überreife Handlungen zu verhindern. Es lag Grund vor, sich in acht zu nehmen. Noch sahen mehrere Männer im Gefängnis, weil sie während des Streiks im Winter Prügelei mit einigen Streikbrechern gehabt hatten, und die Polizei hatte von oben her strengen Befehl. Die Presse der Besitzenden schrie jeden Tag nach harten Verhaltensmaßnahmen und verlangte, daß jedes Zusammenströmen auf den Straßen und namentlich vor den Fabriken mit Hilfe der Polizeistäbe zersprengt werden sollte.

Hier und da trennte sich ein Streikbrecher von der Abteilung und lief in die Haustür zu seinem Heim hinein, von einem langen Pfeifen gefolgt.

In der Schar befand sich ein einsamer Mann, alternd, aber noch kräftig. Welle kannte ihn. Er hielt sich ganz an der Seite, als schäme er sich, unter dem Schutz der Polizei zu stehen, und ging gebeugt und schwer auf dem Bürgersteig hart an der Häuserreihe dahin. Das Haar war stark ergraut, die Bewegungen gelähmt. Es war Maurer Hansen, Stolpes alter Arbeitskamerad und Fachgenosse, bei dem Welle im Winter gewesen war, um ihn von der Streikbrecherarbeit zurückzuhalten. Dem geht es nicht gut, dachte Welle und behielt ihn unwillkürlich im Auge. Die Verfolgung hatte ihn mitgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Erzählliteratur.

**Leonore Frei: Das leuchtende Reich.** (Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.) Es ist ein beachtenswertes Symptom, daß in einem Stoß von Novitäten ein Buch aus der Feder des schwachen Geschlechts als das stärkste erscheint. Leonore Frei wandelt nicht den bequemen Weg der Durchschnittsthemata, sie zeigt sich als eine Frau von blühender Phantasie. Zwar ist die Phantasie der „Zintenweiber“ gemeinlich identisch mit Unklarheit und Verfliegenheit, indessen Leonore Frei weiß, was sie will, sie hat eine disziplinierte Phantasie. Die Antike hat's ihr angetan, die zurecht wieder auferstandene Drestie hält ihren Geist gefangen. Und so dichtet sie sich einen Menschen, in dessen Geiste gleichfalls das antike Schicksal und seine Tragödien leben und der jedes Geschehen des Tages mit „hellenischem“ Gefühl zergliedert, empfindet und in Zusammenhang mit antiken Vorlesungen bringt. Daniel Achilles lebt in seinem leuchtenden Reich der Unwirklichkeit, unterjocht alle berühmten Griechengestalten auf Schicksalslinien, die mit seinem eigenen Leben gleichlauten, und forscht so nach der eigenen „Urseele“. Er selbst scheint sich eine Wiedergeburt von Drestie, seine Mutter, die den Gatten haßt und einem Verwandten zugeneigt ist, Akhilleus, und in grauenerregender Furcht steht er der Tat des Drestie, des Muttermordes, entgegen. Diese Visionen eines jungen Menschen, der dem nüchternen Alltag enttricht, mit einem fiebernden Hirn und einem phantastischen Innenleben herumläuft, könnten uns wenig interessieren, wenn die Verfasserin mit ihren Phantasien willkürlich jonglierte. Aber nicht nur die geistvolle Diktion bannt, die, mit einem soliden Wissen ausgerüstet, Gedanken und Reflexionen kunstfertig zu formen weiß, es lebt in den Schilderungen auch ein Stück fesselnde Psychologie der Seele des Einsamkeitsmenschen, es geht auch ein tieferer Sinn durch das Buch, der es über die Schablone erhebt. In Achilles haben wir den in die Einsamkeit hineingeborenen Menschen, der an seiner eigenen Natur zugrunde geht. Vielleicht ist es der Artyp des Dichters, jenes Schönheits- und wahrheitsbedürftigen Menschen, den das heutige brutale Leben zermalmen muß. Ist dieser Typ mit einer bewundernswerten Feinheit geschildert, so zeigt die Gestalt der Mutter die Gestaltungskraft der Autorin in noch erhöhtem Maße. Auch an dieser Frau haftet die Tragik, vom Leben auf den unredlichen Platz gestellt worden zu sein. Und da sind wir beim eigentlichen Kern des Romans angelangt: das Unglück einer falschen Lebensstellung. Wie viele Keime erstickt dieses Unglück, welche Tragödien schafft es, wie mordet es die Menschen und unter diesem Thema das Leitmotiv: Versöhnung, Verstehen! Leonore Frei hat, obwohl ihr Buch in Poesie getaucht ist, keinen femininen Zug, sie ist als Dichterin gleichfalls aus „dem leuchtenden Reich“.

Eine andere Frau mit gutem Namen reißt sich ihr an:

**Franziska Mann: Frau Sophie und ihre Kinder.** (Mitten u. Voening, Frankfurt a. M.) Wenn der alte Fontane in seinem Stehlin sagt: „Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage“, so scheint diesem Aphorismus die Geschichte zu widersprechen, die uns Franziska Mann, die Verfasserin verschiedener durch die Feinheit ihrer Beobachtung fesselnder Kindergeschichten, hier im schlichten Stil echter Herzenwärme erzählt. Denn das Heldentum dieser Frau Sophie, die ihr eigenes Glück, ihre Liebe, ihr ganzes Leben den Kindern opfert, die nicht einmal ihre eigenen sind, ist kein Ausnahmezustand und so wenig Produkt einer Zwangslage, wie es das heimliche Märtyrertum so vieler Frauen ist, die still und in der abgeschlossenen Enge ihres Kreises schaffen und helfen und trösten und das stuhende Leben draußen vorüberauschen lassen, kaum daß eine Welle in ihre dunkle Welt hineinspricht. Ruhmlose Heldinnen! wie viele gibt es ringsum und wie wenige gibt es, die solches Heldentum verstehen! „Frau Sophie und ihre Kinder“ ist ja im Grunde ein Buch für Frauen von einer Frau, doch könnte man es ein Männerbuch nennen. Die Männer sollten solche Romane lesen und der Größe jener Tragik inne werden, die das Schicksal so vieler weiblicher Staubgrauen existenzen ist. Und daß die Frauen ein schweres Schicksal ohne „Zwangslage“ auf sich nehmen, aus einem selbstlosen, starken, freudigen Willen heraus, aus Seelengüte und Lichtheit des Charakters — das ist das Schöne und Erhebende an diesen einfachen Geschichten. Die allgemeine Tragödie des Lebens beginnt ja erst dort, wo die lauten Abenteuer aufhören. Aber auch wenn das Leben nicht zur Tragödie wird, sondern sich nur im ewigen Gleichklang freiwilliger Entsagung abspielt, wie hier das opferbereite Leben der Augen und von der Verfasserin mit so viel Tiefgeistigem geschmückten Frau Sophie, dem die traditionelle Ergebenheit fehlt, kann es „Beschreibenswert“ sein. Und lesenswert! Und so lehrt uns das Buch Mathilde Manns, daß neben dem Existenzkampf das Weib auch noch andere Kämpfe zu bestehen hat und daß es Siege des Lebens gibt, auch wo es scheint, als ob eine Niederlage zu verzeichnen sei. Frau Sophie in ihrer klaren Energie, in ihrer selbstsicheren Gestaltung ihres Lebens, in ihrer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, in ihrer Fröhlichkeit der Seele, die alles Jähberlangen um der Kinder willen dämpfte, ist eine Lebensiegerin, wenn sie auch die eigentliche Glückstraße nicht wandelte.

Diese bewegenden Bücher wirken zwar nicht am „tausenden Bestuhl der Zeit“, es sind trotz ihres inneren Aufstiegs passive Bücher. Indessen soll ich Verta v. Suttners Roman: **Der Menschheit Hochgedanken** (Verlag der Friedenswarte, Berlin Wien, Leipzig) — um ein drittes Buch einer Autorin von Namen aus der stattlichen Reihe weiblicher Geistes, oft auch nur Federprodukte herauszunehmen — ein aktives, ein positives Buch nennen? In L. Freis seelisch durchzittertem Roman, vermindert auch in Fr. Manns ethisch verkäuflicher Erzählung, handelte es sich um eine feierliche und ununterbrochene Zwiegespräche zwischen dem Wesen und seinem Schicksal, es handelte sich darum, den zögernden Schritten der Kreatur nachzugehen, die sich einer Schönheit, einer Wahrheit nähert oder davon entfernt. Bei Frau Suttner gibt es eine Zwieprache, einen Dialog der Personen über Kulturdinge und viel Redner, Rednerinnen und Neben, Utopien, Vorschläge zur Weltverbesserung, alles aus dem bekannten „adeligen Sinn“ heraus. Es sieht „aktiv“ aus und ist doch am Ende nur Schwärmerei, eine Agitation aus der Aristokratienperspektive. Wir befinden uns in Frau Suttners Zukunftroman, der für das Friedensideal kämpft, für einen sozialen Zustand, in dem die Brutalität ausgeschaltet sein soll, in Gesellschaft von „Hochgedanken“ und „Höhenmenschen“, unter denen der Fürst nicht fehlt, indessen diese bereite Agitatorenarbeit der fürstlichenenden und pastetenessenden Frau ist eben doch nur ein Fortidealismus, der um den Kern der Dinge, um die Wurzel des Menschheitslebens in elegantem Vogen herumgeht. Es gibt eine Ethik, die vor der Hand noch eine Augustethik ist, so lange nicht höhere und wichtigere sittliche Forderungen erfüllt sind. Darum bleibt für uns dieser mutige und gewiß von glühendem Weltverbesserungsseifer getragene Kampfroman eben doch auch nur ein — passives Buch.

Gleichfalls als Anwalt einer guten Sache gibt sich: **Der Untergang der „Anna Hollmann“**, Erzählung von Gustav Frenssen. (Berlin, Grotische Verlagsbuchhandlung.) Ihn hat in seinen „Stügen der Geisteswelt“ die Geisteslosigkeit raffgieriger Reder ins Rampenlicht gestellt. Sein Konfus Vernick läßt secuntächtige, dem Untergang geweihte Schiffe auslaufen, ohne Rücksicht auf ihre menschliche Frucht. Das Geschlecht der Hollmann ist von derselben Strupplosigkeit, die „Anna Hollmann“ ist eins ihrer berichtigtesten Schiffe. Es ist nicht nur ein morscher Kasten, es ist auch eine Galeere. Die Mannschaft der „Anna Hollmann“ wird ausgenutzt, arbeiten und hungern ist ihr Los, die weil sie sich Koch und Kapitän bereichern an dem, was sie den Schiffsklaven abgekauert. Ein Stück soziales Elend für sich, dieser Hollmann-Staat. Sie kennen sie alle, die Seelente im Hamburger Hafen, diese Ausbeutewirtschaft, dieses kapitalistische Piratentum, man knirscht mit den Zähnen und halt die Häute, wenn der alte Hollmann in seiner Karosse der Kanaille Staub in die Augen spritzt — allein was sollen sie machen? Immer wieder finden sich Nordstürzte, die sich auf die „Anna Hollmann“ anwerben lassen. Jan Goulds Vater starb auch auf der „Anna Hollmann“, und dieser Knabe ist gepimpft mit dem Haß gegen das Mordschiff und seine Herren. Zweierlei Themen hat Gustav Frenssen angespannt: die Schilderung der Geisteslosigkeit der

großen Reeder und die Charakterentwicklung des jungen Jan Gouldt. In diesem Plankenscher Schiffersohn, der von einer verbitterten Mutter erzogen ist, brennt das Rechtschaffenheitsfieber. Er repräsentiert das Minotengewissen gegenüber dem Bilingergewissen der Schiffsherren. Leidenschaftlich sehnt er sich, Rache zu nehmen für den Tod seines Vaters, jedoch als das Geschick ihn auf der „Anna Holmann“ mit dem Enkel der gehässigen Holmanns zusammenbringt, schlägt sein Haß in die zehrende Flamme der Verehrung um. Er will, daß die Holmanns sich befinden, daß der Enkel gut gemacht, was die Voreltern verbrochen. Es ist die letzte Fahrt des schlimmen Schiffes, und Frenssen beweist wieder, wie einst in der Kriegsgeschichte seines Meisterwerkes „Jörn Uhl“, in der Schilderung des Unterganges der „Anna Holmann“ nicht nur sein plastisches Gestaltungsvermögen, sondern auch sein Mitleben, sein starkes Gefühl. Sie fühlt sich überhaupt die Stärke dieses letzten Romans, im Dichter spricht der Versöhnungsapostel, der die Menschenliebe verkündet. Der individuelle Eifer, der uns in „Jörn Uhl“ entzündete, er ist unpersönlicher geworden, ja manchmal treffen wir auf Stellen offensichtlich nachlässiger. Aber dann strahlt wieder die ausgleichende Wärme, man steht einen Menschen, den die soziale Not erbarmt und schmerzt und dem es weniger um ausgefeinelte Feinheiten zu tun war, als um die Macht des Beweises. Und Gustav Frenssen bewegt in diesem Buche menschlicher Leiden, und andererseits zeigt er sich wieder am Wilde seines Jan Gouldt als ein ausgezeichneter Seelenanatom, und als der alte, liebe „Sinnierer“. Man kann sagen, es liegt Frenssen, den Typus der Schwerlebigkeit zu zeichnen. Jan Gouldt ist einer von jenen pflichtzähnen Seelen, auf die das schöne Wort „frühmorgens“ paßt. Sie müssen einsam bleiben in ihrer strengen Nüchternheit. Aber unseren Jan Gouldt traf das Unglück doppelt: die Natur gab ihm zu viel Blut und der Untergang der „Anna Holmann“ verwirrte ihm die Sinne. Als es wieder hell um ihn wurde, blieb er dennoch ein Finsterner. Und als er der Jugendgeliebten wieder begegnet, wandte sie sich ab von dem Kranken, Tauben, Nüchtern. Jan Gouldt blieb ein Einsamer und starb einsam. „Er nahm alles als Ehrensache“ — das war seine Tragik, die Tragik aller ernsthaften Menschen.

Das Buch wirkt ein bißchen wie ein Torso, als ob die Geschichte mit diesem geschneidlosen Aufhören noch nicht zu Ende sein sollte, auch fehlt ihr das Befreiende, jener goldene Schimmer, der „Jörn Uhl“ überglänzte, stellenweise scheint man die mühsame Feder des Verfassers zu spüren. Aber man fühlt hinter der Erzählung den Menschen, und das ist eines Buches bester Teil.

Als ein reiner Tendenzroman ist ein Berliner Roman von Christian Sinn: Das moderne Ghetto aufzufassen. (Hyperion-Verlag, Berlin.) Der pseudonyme Verfasser macht in seiner an sich sehr scharfsichtigen Schilderung Berliner jüdischer Kreise Propaganda für das Tausen. Die Juden haben Berlin ihren Stempel aufgedrückt, Berlin W. ist eine Blüte orientalischer Verfrachtung, behauptet der unbekannt Antizionist. Darum: nicht länger am Rassenum festhalten, ihr modernen Weltverderber und Weltverfälschter, sondern aufgehen in der arischen Masse, germanische Sitten und Gewohnheiten annehmen. Und das kann nur durch die Rasse geschehen. Diese Ansicht ist der größte Irrtum des Buches, das mit recht schwachen Beweismitteln gegen den Zionismus ankämpfen will. Denn einestheils sind die modernen Juden schon längst befreit, das typisch Rassenhafte zu verwischen, und andererseits vermag alles Taufwasser nicht wegzuwaschen, was der Mensch nicht mit anderen Mitteln, denen des Charakters, ausmerzt. Das Buch möchte auch die Glaubensmüdigkeit und Glaubensverdrossenheit der modernen Juden betonen und in diesem Teil bekommt die Geschichte einen interessierenden kulturellen Anstrich.

Ein Stück Kulturgeschichte von jenem befreienden Humor, den wir so selten antreffen, gibt Joseph Ruederer in seiner köstlichen Satire: Das Grab des Herrn Schefbed (Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“, München). Der reiche Münchener Wurstfabrikant, den die „Gewappelten“ im Leben trotz seiner ihm anhaftenden Millionen über die Schulter ansehen, setzt alles dran, um noch im Tode vor der „nobligen Bagaschi“ prozen zu können: nämlich mit einem Grab im Campolanto des Münchener Friedhofs, wo nur die „schönen Leute“ liegen. Draußen unter den Reihengräbern den letzten Schlaf schlafen, psiu Teufel, nein, nobel gelebt und nobel gestorben! Und Michel Schefbed erzwingt es mit vielen Kosten und Schmiergeldern, endlich zu seinem Campolantograb zu kommen, einzubringen in die „geschlossene Gesellschaft!“ Doch o weh, nach seinem Tode steht Frau Schefbed vor der leeren Kasse, die Millionen sind verschwunden und zornbelebend veräußert sie die teure Grabstätte und läßt Herrn Schefbed aus seinem noblen Ruheitz hinauswerfen unter das „gemeine Volk“. Das ist nicht nur ein in glühender Ironie getauchter Einzelsatz, das ist die Satire des Parvenuismus überhaupt. Es ist ein Vergnügen, Josef Ruederer hier auf seinem eigensten Gebiet zu begegnen, wie er „Volkisches“, hier das feiste, aufgeblähte, idiotische Progenium entblößt und der Lächerlichkeit überliefert. Mit einer knappen, treffenden Sprache, mit aristophanischer Würze. Wann wird man diesem scharfsichtigen Satiriker den verdienten Tribut zollen?

Zu den Büchern, die nach einem Goetheischen Ausspruch mit Bedeutung auch gefällig sind, gehört die Groteske: Der Unsichtbare von H. G. Wells (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart). Ein zweiter Jules Verne auf zeitgemäßer Höhe der Entwicklung! Als solcher begnügt er sich nicht mit Verquickung von wunderlicher Phantasie und Naturwissenschaft.

Mit diesen Bestandteilen mischt er seine eigene bizarre, man könnte sagen Mechanikphantasie, und heraus kommt eine literarische Exzentrikernummer, die jeden Leser ungemein fesseln muß, der sich über einen außerordentlichen Scharfsinn und eine fixe Logik freut, mit der hier abenteuerliche und phantastische Schlussfolgerungen aus Tatsachen der Experimentalphysik, Optik usw. in scheinbar unwiderleglicher Weise gezogen werden. Die Groteske behandelt den Zusammenstoß eines riesenstarken Demonstrators an einer Provinzuniversität, der sich auf geheimnisvolle Weise unsichtbar gemacht hat, mit dem korrekten und überaus leiblich sichtbaren Philistertum eines englischen Landstädtchens. Mr. Griffin hat in Verfolgung eines Tierexperimentes sein Zellengewebe durchsichtig gemacht, indem er dem roten Stoffe seines Blutes die Farbe nahm. Seine Glieder wurden glasartig, seine Knochen und Arterien schwanden, zuletzt sah man nur Pigmentflecke. Als ein belleidetes Gespenst, ein Haufen Kleider ohne körperlichen Träger geht er nun durch die Menschheit, stiftet Unheil und Verwirrung an und nimmt schließlich ein schlimmes Ende. Das Phänomen und seine Durchführung in seiner verrenten und doch scheinbar streng wissenschaftlichen Form ist ein kleines Kabinetstück grotesker Fabulierkunst.

Wieder zurück auf den Boden der Wirklichkeit und mitten hinein in ein Menschheitsproblem führt: Sterben... ich bitte darum von Max Kassauer. (Verlag Otto Gmelin, München.) Gedanken in einem Roman, in einer Novelle sollten eigentlich etwas Selbstverständliches sein. Dennoch darf man, wie auch in der Lyrik Gefühls- und Gedankenlyrik sich scheiden, wie gewisse Theaterstücke unter die Bezeichnung Ideendrama fallen, bestimmte Bücher speziell als Gedankenbücher ansprechen. Solche speziellen Gedankenromane waren und sind nicht immer im ästhetisch-künstlerischen Sinne einwandfrei, ja dieser „Bildungsposie“, wie sie z. B. um die Zeit des halbfreien David Friedrich Strauß herum grassierte und zur Bildungsphilisterei für die denksaule Mittelmaßigkeit wurde, haftet sogar in den meisten Fällen der trockene Hauch des Pedantischen an. Der Münchener Arzt und Schriftsteller Max Kassauer hat sich in seinem Propagandabuche, das zum menschlich warmen Fürsprecher und Freisprecher der Ärzte wird, die einen Schwerleidenden durch einen schnellen und sanften Tod erlösen und so für ihn zum eigentlichen Helfer werden, von aller nüchtern-polemischen Fachschreiberei ferngehalten. Seine Ausführungen an der Hand eines ergreifenden Falls sind weder nur Daten aus dem ärztlichen Journal, noch bloße Agitation für das Recht des Kranken, das heißt des Unheilbaren, auf einen erlösenden Tod und für die moralische Verpflichtung des Arztes, dem armen Leidenden zum Sterben im abgekürzten Verfahren zu verhelfen — sondern diese „sittliche Forderung“ ist in ein dichterisches Gewand verwoben. Tendenz und Absicht treten scheinbar zurück hinter die poetische Form und wachsen doch gerade unter dieser zwingenden Form um so stärker hervor. Der „Gedanke“ hat seine Aufdringlichkeit verloren und lebt doch in der plastischen Schilderung des Kranken und der Kämpfe des menschlich fühlenden Arztes, der sich zuletzt zur befreienden Tat durchringt mit bohrender und überzeugender Macht fort. Unsere Gesetze räumen dem Menschen kein Recht auf sein Leben oder seinen freiwilligen Tod ein, noch weniger erlauben sie einem Zweiten, das Leben des anderen im dringenden Fall zu verkürzen. Werden Bücher, die sich gegen die Tyrannei und Unmenschlichkeit der Paragraphen wenden, unsere Gesetze und Gesetzgeber umzustimmen vermögen? Nun, vorderhand werden sie wenigstens die Köpfe klären.

J. V.

## Botanische Umschau.

Von Dr. Adolf Koelesch.

Einen eigentlich großen Tag hat die Botanik im letzten Jahre nicht erlebt. Man kann aber auch nicht sagen, daß die, deren Spaten auf der Suche nach Wundern und Gold so manchen Stich in die Erde tat, ausschließlich mit Regenwürmern sich hätten begnügen müssen. Gewiß, der Großbetrieb, in den wir immer tiefer hineingeraten, fördert, da es an einer wünschenswerten Organisation der Arbeitskräfte noch so gut wie ganz fehlt, die Regenwürmer nachgerade waggungsweise zutage. Da überdies jeder Forscher (in begreiflicher Buneigung) sein Würmchen für ein ganz besonderes hält und es ausführlich beschreibt, entspricht am Ende des Jahres jedem Würmchenwaggon ein halber Güterzug Literatur, den kein Herkules von der Stelle bewegen und nutzbringend verwerten oder in einen tiefen, tiefen See stürzen könnte. Der Großbetrieb erhöht auf der anderen Seite freilich auch die Wahrscheinlichkeit, daß man auf eine Ergader stößt. Und wenn der Erzgang für gewöhnlich auch nicht goldhaltig ist, so führt er doch recht oft ein Metall, das man zur Prägung kleinerer Kurantmünzen mit Vergnügen bricht und in Sicherheit schafft. Viele Pfennige geben eben auch in der Wissenschaft zuletzt eine Mark, und drei Mark sind ein Taler.

Es haben sich im Jahre 1911 mehrere Fälle ereignet, in denen die ungeraden 99 Heller auf eine Krone oder die 2 Mark 78 Pfennige auf einen Taler ergänzt worden sind. Einige dieser 1911er Silberstücke, aus erarbeitetem Vermögenszuwachs entstanden, sollen im folgenden herumgezigt und auf ihren Gehalt an Schwermetall eingeschätzt werden.

Gleich das erste Stück, geprägt von den Herren H. Jensen und C. S. de Meijere, hat beträchtlichen Liebhaberwert. Auf der Wappenseite trägt es den Krug einer Kannenpflanze, über deren Rand mit verzweifelten Gebärden gerade eine Ameise

Hinunterrückt, auf der Vorderseite sieht nachdenklich eine Milbe bei einer Fliegenlarve, und rings herum stehen die tief sinnigen Worte: "Man soll nichts umkommen lassen, auch einen Giftbasen nicht." Zu diesen Bildern gehört folgende lehrreiche Geschichte:

Es war bei den Kannenpflanzen der malaiischen Inselwelt seit Jahr und Tag Sitte geworden, daß man Insekten fraß. Um sie zu fangen, bediente man sich, soweit die Angehörigen der Gattung *Nepenthes* in Frage kamen, ganz eigenartiger Fallen. Man ließ, nachdem eine gewisse Altersstufe erreicht war, jedes Laubblatt, das fortan angelegt wurde, in eine Art Ranke auslaufen und hing am Ende der Ranke ein aus Blattstoff hergestelltes Gebilde auf, das die Gestalt eines etwas almodischen tönernen Bauernpfisentopfes besaß. Die Öffnung schloß ein beweglicher Dedel.

Ein Insekt, das an dem Pfisentopf in die Höhe gekrabbelt war, mußte denken, es ginge hier direkt ins Land Kanaan. Denn am leicht nach innen geneigten Rand des Pfisentopfes quollen allenthalben winzige Honigtropfen aus unterirdischen Brunnenstuben hervor und flossen zu einer glänzenden, nach der Tiefe hin immer dicker werdenden Seimschicht zusammen. "Das habe ich mir gerade gewünscht," dachte die Ameise und fiel gierig über den Zuckersaft her. Auch Tausendfüßer und Käferlarven, die auf ihren Streifereien an den Kannen vorüberkamen, bekupften mit ihren Lippen neugierig den Honigkrater. Sie waren nicht besonders für Süßigkeiten, aber wenn man der Honig so geradezu um den Mund gestrichen bekam, wollten sie ihn doch nicht unverspeist lassen. Und sie beugten sich alle mit ledernen Mäulern weit über den Kannenmund vor.

Auf einmal war es um die Ameise geschehen. In ihrer Fressgier war sie immer tiefer in den Krater vorgeedrungen und auf einen Bodenstreifen geraten, wo die Kannenhaut eine wachsartige Masse ausschied. Von dieser Parfettwiche war der Boden so glatt, daß es für die Beine mit einem Male kein Halten mehr gab. Sie stürzte in den Kannenbauch ab, und ein Tier ums andere folgte.

Es zeigte sich bald, daß es von da unten kein Entrinnen mehr gab. Denn die steile Kannenwand war dicht hinter der gewachsenen Schicht wie ein Fischmaul gezähnt, und die Röhre waren nach innen gebogen. So konnte man zwar leicht in die Zisterne hinein, aber nicht mehr heraus. Und plötzlich wurden die Kannenwände gewissermaßen lebendig. Überall, wo beim Suchen nach einem Ausweg von den Weinen des geängstigten Tieres der Kannenboden berührt und gereizt wurde, taaten sich unterirdische Schläusen auf, und aus winzigen Poren floß ein klebriger, scharfer Saft, der das Tier allmählich erstikte, indem er ihm die Atemporen verschloß. Nachdem es gelötet war, wurde sein Körper von dem Kannensaft, der eiweißverdauende Körper (Enzyme) führt, in einen dunklen Fleischbrei verwandelt, dessen wertvolle Stickstoffbestandteile die Pflanze dann durch besondere Gotten in sich hineinsoß. Die Ranke war also nichts als ein großer Magen. Und was die Pflanze selber angeht, so waren sie sicherlich seit Jahr und Tag derselben Meinung wie jene Tausendfüße, Spinnen und Aasfliegen, die, obwohl sie nicht gerade für Honig schwärmen, doch dachten, man solle nichts umkommen lassen, von dem, was irgend genießbar sei. Denn von der fast mikroskopisch kleinen Blattmilbe angefangen bis hinauf zu Schmetterlingen und Skorpionen von 3/4 Zentimeter Länge hat man so ziemlich alle Insekten des Wohngebietes der *Nepenthes*-Pflanze in den Kannen als Kadaver gefunden.

Auf dieses seit langem bekannte *I* haben die Herren Jensen und de Meijere jetzt das Lämpchen gesetzt indem sie den Nachweis führten, daß es heute schon Tiere gibt, denen das Magensaftbad der *Nepenthes*-Pflanzen nichts mehr anhaben kann. Sie sind unempfindlich geworden gegen die verdauende Flüssigkeit und machen sich diese Eigenschaft bereits weidlich zunutze. Denn sie suchen die Kannen nicht nur auf, um gelegentlich dort zu wohnen und es sich in dem Fleischbrot, den die Pflanze für sich herrichtet, wohl sein zu lassen wie im Scharaffenland, sondern sie durchlaufen in den Kannen auch ihre ganze Entwicklung, nähren sich dabei von den Abbauprodukten der Leichen und prellen so das Gewächs um den Ertrag seiner raffinierten Fleischlückenkunst. Ja, diese *Nepenthes*-tiere kommen außerhalb der Kannenbäuche überhaupt nirgends vor. Sie sind vollständig zum Leben in den Würdergruben übergegangen. — sind mit einem Wort Eingeweideparasiten der Kannenpflanzen geworden und stehen biologisch mit den Spul- und Bandwürmern der höheren Wirbeltiere im nämlichen Rang.

Nicht weniger als sechs Tiere nennen die Verfasser, denen die *Nepenthes*-magen kein Schreden mehr sind. Es sind: ein kleiner Rundwurm, eine Milbe, drei Fliegen- und eine Mückenlarve. Während ihre nächsten Verwandten ihr Larvenleben in moderigen Tümpeln bzw. in Pflanzenwurzeln verbringen und unfehlbar dem Tode verfallen, sobald sie aus Unvorsichtigkeit in eine Ranke hineingeraten, sichts diese Tiere der pepsinhaltige Magensaft nicht mehr an. Wie die beiden Forscher festgestellt haben, sind irgendwelche äußere Schutzmittel an dieser Abgrenzung des Tierkörpers gegen die Wirkung des Verdauungsfermentes nicht beteiligt. Alle Kannenbewohner verdanken ihre Widerstandsfähigkeit vielmehr ausnahmslos dem Vermögen, in Form von Antifermenten Schutzstoffe zu bilden, durch welche die Verdauungskraft der Kannenausscheidungen aufgehoben wird. Diese Schutzfermente, die sowohl die Wirkung des Magensaftes (Pepsin) wie die des gleichfalls eiweißverdauenden Bauchspeicheldrüsen-saftes (Pancreatin) nicht aufkommen lassen, konnten leicht aus zerquetschten Tierleibern erhalten und im Reagenzglasversuch als Hemmungskörper erwiesen werden.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Kulturgeschichtliches.

Aus der Geschichte des Traurings. Wohl schwerlich wäre es uns je gelungen, den Entwicklungsgang der Liebewelt zu verstehen, hätte nicht jenes Werden im Laufe ungeheurer Zeiträume seine Spuren in Form von Versteinerungen in unserer Erdrinde zurückgelassen. Auch für das Verständnis unserer heutigen Kultur stehen uns ähnliche Ueberreste längst vergangener Zeiten zur Verfügung. Wir brauchen nur in den Gebräuchen etwas nachforschen, und jene Kulturüberbleibsel beginnen zu erzählen; oft aus grauester Vorzeit. Sind sie doch meist nur hohl gewordene Formen, die sich durch die konservativsten gesellschaftlichen Mächte: Sitte und Religion, bis in unsere Zeit erhielten.

Zum feststehenden Zeremoniell jeder Trauung gehört der Ringwechsel; er ist bei den germanischen Völkern seit Jahrhunderten das feierlichste Zeichen des geschlossenen Ehevertrages. Der Verlobungs- und der Trauring ist heute so von Poesie umwoben, daß die Wenigsten ahnen, aus welcher nüchternen Umform dieser Brauch sich heraus entwickelt hat. Sehr lange Zeiten haben zwar daran gemodelt. Und ein Stück Kulturgeschichte, ja die Geschichte der Frau verflochten so ein einfacher Trauring. Es erinnert an eine Zeit, da in der menschlichen Gesellschaft der Frauenkauf noch herrschendes Recht war. "Das Weib war die Magd, das Lasttier des Mannes und sein Eigentum." Es wurde dem fremden Stamme durch Eroberung und Raub entzissen oder innerhalb des eigenen Stammes gegen Entschädigung erworben. Der Frauenraub verfiel mit der aufsteigenden Kulturentwicklung, aber der Brautkauf erhielt sich noch sehr lange. Aus dem echten Verkauf der Tochter an den Mann, der das Recht hatte, sie weiter zu verkaufen (z. B. bei den Chinesen; im Jahre 1024 während einer Hungernot auch noch in Rußland ausgeübt) wird ein Scheinkauf. Uebrigens war der Kauf eines Weibes vom Vater bei allen Völkern üblich. Und was in grauer Vorzeit bei den Vorfahren unserer heutigen Kulturvölker geschah, finden wir noch bei fast allen primitiven — sogenannten "wilden" — Völkern der Gegenwart. Was hat nun aber gerade der Ring mit dem Frauenkauf zu tun?

In der antiken Welt, besonders bei den Griechen und Römern, war es Bedürfnis geworden, den abgeschlossenen Kauf irgendeiner Sache durch eine äußere Handlung zu markieren, wie man z. B. heute eine Wette und dergleichen durch Handschlag abschließt. Es wurde eine kleine Anzahlung — Handgeld — oder auch ein Ring gegeben. Denn der Römer und Grieche trug den Ring nicht zum Schmuck an der Hand; er ist ihm ein wichtiges Hilfsmittel, ein Handgeld bei Kaufgeschäften; er wird zum symbolischen Wahrzeichen für Treu und Glauben. Hierzu sei bemerkt, daß zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern neben den Münzen auch Ringbarren als Tauschmittel verwendet wurden. Bei den Ägyptern vertraten goldene und silberne Ringe die Stelle des Geldes; sie wurden adgewogen." Und als "Handgeld" wird auch der Ring bei den Griechen und Römern vom Bräutigam dem Brautvater und später — als Merkmal der immer mehr aufsteigenden gesellschaftlichen Stellung — der Braut selbst übergeben. Die Uebergabe des Ringes erfolgt bei der Verlobung — darin liegt eben seine Bedeutung — und ist zuerst das bloße Zeichen, sich zu binden, das Versprechen einer folgenden Ehe. Denn eine Ehe ohne Verlobung galt den Griechen und Römern barbarisch. Bei den Römern und Spartanern war es sogar nur ein bloßer Eisenring; erst später soll er durch seinen Wert den Rücktritt erschweren, da dieser dem Ansehen der Braut schadet. Kam die Ehe zustande, so verblieb der Ring der Frau als Geschenk. Wohlgemerkt kommt hier nur immer ein Ring in Frage, den der Käufer, d. i. der Bräutigam der Braut oder dem Brautvater gibt.

Bei den Deutschen ist der Trauring ebenso wie der Kranz und Schleier erst mit dem Christentum eingeführt worden. Aus naheliegenden Gründen ließ sich gerade die Kirche die Förderung dieses Brauches angelegen sein. Hier wurde nun jener Brauch gern aufgenommen, da auch bei den alten Germanen ursprünglich der Brautkauf herrschte. Doch die kulturelle Entwicklung ging weiter. Im Laufe der Jahrhunderte verschwand die ehemalige rechtliche Bedeutung des Verlobungsringes, aus ihm entwickelte sich der Trauring, der zum bloßen Geschenk wurde. Als die Erinnerung an den Brautkauf verblaßt, verliert auch die Gebung nur einen Ringes ihre Bedeutung. Dieser Brauch hat sich übrigens in manden Gegenden, z. B. in den Niederlanden und in Friesland, fast bis in unsere Zeit hinüber gerettet; hier gab der Bräutigam auch oft an Stelle eines Ringes einen Traupfennig. Auf die ursprüngliche rechtliche Bedeutung des Ringes weist auch noch das alte Sprichwort hin:

Ist der Finger beringt, so ist die Jungfer bedingt.